
Detlef Kuhlbrodt

Umsonst und draußen

edition suhrkamp

SV

edition suhrkamp 2584

Zigaretten zum Kaffee, abends ein Joint, Fußball mit Freunden, nostalgische Gefühle beim Gedanken an Sex. Detlef Kuhlbrodt sucht das Glück im Beiläufigen. Er nennt sich Dokumentarist, schaut zu, hört hin, erinnert sich. Beobachtet das Müssen und Wollen, das der anderen und das eigene. Dann schreibt er Sätze von kaurismäkihafter Poesie über die Dinge, mit denen wir uns umgeben, über selbstgebaute Ängste, unverzichtbare Laster, die ganze fragile Existenz. Über die Höhepunkte westdeutscher Hippiekultur, die Trostlosigkeit leerer Aschenbecher, die Schönheit von Umzugsketten. Unsentimental sind seine Texte, manchmal spröde, manchmal lakonisch. Und verletzlich wie von einem, der weiß, wo er steht: am Rand und immer dabei.

Detlef Kuhlbrodt, geboren 1961 in Bad Segeberg, lebt als freier Autor in Berlin. Seit den Achtzigern schreibt er für Zeitschriften und Zeitungen, vor allem für die *taz*. Seine Texte sind längst Kult. 2007 erschien in der edition suhrkamp der Band *Morgens leicht, später laut* (es 2517), 2008 erhielt er den Ben-Witter-Preis.

Detlef Kuhlbrodt
Umsonst und draußen

Suhrkamp

Erste Auflage 2013
edition suhrkamp 2584
© Suhrkamp Verlag Berlin 2013
Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der
Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Printed in Germany
ISBN 978-3-518-12584-7

Umsonst und draußen

»Und die Menschen gehn in Kleidern
schwankend auf dem Kies spazieren
unter diesem großen Himmel,
der von Hügeln in der Ferne
sich zu fernen Hügeln breitet.«

(Franz Kafka: *Beschreibung eines
Kampfes*, Fassung A)

Montag, 13.3.06

»Der Effekt ist der, dass man sich immer nur im Spiegel sieht«, sagte Z., als wir im Arcona an der Bar rumstanden. Ich wollte zwar einwenden, dass man doch auch Erkenntnisse gewinnen kann, wenn man sich als Repräsentanten irgendwelcher mikrosozialen Verhältnisse, als zwischenzeitliches Ergebnis gesellschaftlicher Entwicklungen so jahrelang im Spiegel beobachtet und darüber dann berichtet. Aber im Grunde genommen hatte er natürlich recht. Man versinkt und verliert sich in den Spiegelbildern seiner selbst, die man gebannt anschaut ...

Plötzlich fühlte ich mich leicht panisch. Ende Februar hatte ich ihr noch geschrieben, dass wir aufpassen müssten, keine Geschichte zu machen. Weil wir doch nicht in einer Geschichte, sondern im wirklichen Leben leben. Und als ich dann über diesen Satz nachdachte, ergab er keinen Sinn mehr. Aufzupassen, keine Geschichten zu machen, ist das Gleiche, wie darauf zu achten ... Quatsch.

Immer hatte ich das Gefühl gehabt, keine Geschichte schreiben zu können. Und die Leute beneidet, die in ihren Geschichten lebten. Ich hatte Angst vor Plänen; es war nicht das Richtige. So hatte ich mich ganz am Anfang und nicht anders am Ende gefühlt.

Dienstag, 14.3.06

Wir hatten uns am Rande einer Party anlässlich des hundertsten Geburtstags des LSD-Erfinders Albert Hofmann kennengelernt. Es hatte Bier, Wein und Bowle gegeben,

und später war alles irgendwie entglitten, wir hatten uns
totgelacht, und die Freunde hatten komische Sachen ge-
10 | macht. Zwischendurch waren wir mit Gaffer Tape gefes-
selt worden, und irgendwann hatte ich eine Rede gehalten.
Und als dann am Morgen die anderen endlich weg- oder
schlafen gegangen waren, waren wir, angedichtet und eu-
phorisch, zu zweit rausgegangen. Es war superkalt, minus
10 Grad, leicht verschneit. Die Luft war kalt, und der Tag
strahlte am Morgen. Alles war perfekt. Ich war glücklich
erledigt.

Kurz war ich in ein Déjà-vu geglitten; genau so hatte es
sich angefühlt, 1981, im Februar, als wir auf Trip durch
den Schnee gegangen waren, als C. dann – ein paar Stun-
den später – dem Englischlehrer gesagt hatte, er könne
nicht am Unterricht teilnehmen, weil es ihm zu gut ge-
he. Ich hatte so sehr mit den Zähnen geknirscht, dass eine
Plombe rausgefallen war.

Im Mir waren wir die ersten Gäste. Mir gelang es, ein
Frühstück zu bestellen. Ich kriegte kaum was runter. Und
ein paar Stunden später, ich lag schon im Bett, saß sie im
Flugzeug nach Helsinki.

Zwei Monate haben wir uns dann mit E-Mails und SMS in
eine Liebesgeschichte hineingesteigert. Meist beschrieben
wir einander unsere Tage in 140 oder 280 Zeichen. Ein-
mal schrieb sie in einer SMS von einer großen Flashmob-
Schneeballschlacht, in die sie geraten war. 29 Leute hatten
teilgenommen. »28 adults and one confused dog.«

Beglückt flog ich dann nach Helsinki. Die Stadt war
furchtbar grau mit Schneeregen. Wir saßen nebeneinander
im Bus und fanden keine passenden Worte, unsere Sätze
passten nicht zueinander; es war sofort klar, dass wir uns
ineinander getäuscht hatten. Zwei Tage taten wir dann so,

als ob nichts sei. Was hätten wir auch tun sollen? Und den Rest der Zeit gingen wir sehr höflich miteinander um.

Ihre Wohnung war zwanzig Quadratmeter groß und angenehm unordentlich. Ich schlief auf dem Sofa, stand jeden Morgen um halb acht auf, holte Croissants, rauchte im Alten Kirchpark eine nachdenkliche Zigarette; dann aßen wir gemeinsam. S. ging zur Arbeit, und ich schaute mir Helsinki an. Die Stadt gefiel mir sehr gut. Die Supermärkte waren meist hellblau und gelb und viel größer als in Deutschland. Dann wurde es kälter. Und der Moderator von Radio Helsinki sagte im munteren Ton so etwas wie, dass heute ein perfekter Frühlingstag sei. S. sagte, es gäbe im Finnischen den Begriff »Spring-Winter«. Damit ist eine Winterintensivierung im Frühling gemeint. Und Helsinki wurde immer schöner. Es gab Glatteis, aus den Regenrinnen hingen lange Eiszapfen, in manchen Ecken, die ich liebte, war die Stadt russisch, und die Kinder spielten Eishockey, und es kam mir auch so vor, als ob die Einwohner Helsinkis viel weniger rauchten. Manchmal sah ich am späten Abend aber auch Rauchergruppen. Fünf Leute und jeder hatte eine Zigarette an!

Manchmal rauchte ich vor dem Schlafengehen auf einem kleinen Balkon, der sich zwischen den Stockwerken befand. Eigentlich durfte man auf diesem Balkon nicht rauchen, weil der Zigarettenrauch durch geöffnete Fenster in andere Zimmer ziehen konnte. Eine diesbezügliche Notiz des Hausmeisters war an der Wand vor dem Balkon angebracht. S. sagte, ich könne das ignorieren, schließlich sei ich ja Ausländer und könne das Schild nicht verstehen. Außerdem war es schon Nacht und der Hausmeister, der im Hinterhof wohnte, längst im Bett.

Es gefiel mir, auf dem Balkon zu rauchen. Es war sehr kalt,

12 | und diese Kälte fühlte sich fantastisch an. Ich war ein paar Monate zurück in den Winter gereist. Weil ich in Helsinki nur wenig rauchte, wirkte die Zigarette wie eine Droge und intensivierte das Gefühl, ganz weit weg und gleichzeitig da zu sein. Das man so hatte, für sich, ein paar Momente.

Wie oft ich doch alleine geraucht hatte. Als Teenager und dann später bei Freunden, die nicht rauchten oder in deren Wohnung man nicht rauchen durfte. (Und die Schuhe musste man natürlich auch immer ausziehen.)

Erst später erzählte mir S., dass in dem Park, in dem ich so gern am Morgen rauchte, die Toten einer Pestepidemie begraben sind, der 1710 die halbe Stadt zum Opfer gefallen war.

Mein Stützpunkt war das Kom-Theatercafé, das ich jeden Nachmittag ansteuerte. S. hatte es mir empfohlen. Es lag irgendwo am Rand. Aufmerksam las ich finnische Zeitungen und versuchte zu erraten, worum es ging. Mir gefielen die schönen, osteuropäischen Farbkombinationen der Stadt. Ultramarinblau. Purpur. Karminrot. Verbots- oder Warnschilder häufig rot auf gelbem Hintergrund. Nicht auf weißem Grund wie meist bei uns. Da die Wand blaugrün gestrichen war, sah das Holz schöner aus. Und vor dem Fenster schneite es ununterbrochen. Und ich schrieb rauchend mit großer Begeisterung:

»Es gibt einige äußerst angenehme Cafés, in denen man freie Journalisten, die hier zu Besuch sind, abstellen kann, wie Kinder bei Ikea. Dort wird für sie gesorgt. Man kann sie dort parken. Sie können dort auch – im hinteren Bereich, nicht an den Fenstern – rauchen. Und dabei Kaffee trinken. Sie sitzen dann dort und schreiben. Wenn man dann selber mit seiner Arbeit fertig ist, holt man sie wie-

der ab. Sie haben dann genug geraucht und brauchen das zu Hause nicht mehr.«

Dann war es schon fast Abend. Ich holte S. von ihrer Arbeit ab. Wir fuhren mit der Tram und stiegen an einer Straße mit einstöckigen Holzhäusern aus, die sofort melancholisch stimmten. In einem dieser Holzhäuser war ein Lokal, eine Nachbarschaftskneipe, man hatte das Gefühl, in einem russischen Wohnzimmer zu sitzen. Wir waren zu viert in dem Lokal und aßen Toast mit Cheddar und blauem Käse. An einem anderen Tisch saß ein Mann allein mit seinem Bier. Er schien einsam. Als er hörte, dass wir Englisch sprechen, versuchte er, uns in ein Gespräch zu ziehen. Er sprach Finnisch mit russischem Akzent. Die meisten Worte, die er uns aus fünf Metern Entfernung hinwarf, waren unverständlich, vielleicht auch zu schnell gesprochen. Plötzlich sagte er: »I know a skill. Do you know, what skill is?«

Er meinte ein Kunststück und wollte es uns vorführen. Er nahm ein Streichholz aus der Schachtel. Während er es anzündete, schaute er bedeutungsvoll. Dann warf er das brennende Streichholz in den Aschenbecher. Während es durch die Luft flog, ging es aus. Wir konnten sein Kunststück nicht richtig würdigen und guckten fragend. Äh?

Er sagte, dies sei sein »Skill« gewesen und ob wir das nicht verstanden hätten. Dass er also nicht, wie man es gewöhnlich tut, das Streichholz ausgepustet hatte, sondern es so geschickt, elegant – »skill« eben! – in den Aschenbecher geworfen hatte, dass es dabei ausgegangen war. Und machte es noch einmal.

Das, was er als Kunststück präsentierte, schien uns gar keines zu sein. Oder weil wir uns irgendwie von dem Mann bedrängt fühlten, konnten wir sein Kunststück nicht wür-

14 | digen, auch, weil es so sehr unter Annäherungsverdacht aus Einsamkeit stand. Wir hatten keine Lust, uns mit ihm zu unterhalten, fühlten uns ein bisschen bedrängt und waren ja sowieso auf dem Weg zum Schwimmbad.

Aber diese Skill-Geschichte wurde für uns zum Running Gag.

Manchmal überlegte ich, ob in seinem Skill nicht doch noch eine andere Bedeutung lag, die ich nur übersehen hatte. Vielleicht hatten Streichholz und Flamme irgendeine symbolische Bedeutung; die Flamme ist die Seele; man kann sie vielleicht auspusten oder wegwerfen, und während sie, weggeworfen, fliegt, geht sie aus.

Den anderen Scherz, den er mit uns machen wollte, verstanden wir dann nicht einmal mehr ansatzweise. Ob wir wüssten, wo seine Freundin sei, die doch eben noch hier gesessen habe. Er schaute erwartungsvoll. S. sagte versuchsweise »Yes«, ich sagte »No«. Und er sagte »Bad question.«

Dann gingen wir schwimmen. In dem Schwimmbad gab es ein Sprungbecken mit Wasserblasenfunktion, die eingeschaltet wurde, wenn jemand sprang, der sich seiner Sache noch nicht so sicher war. Dann tat es nicht so weh, wenn man nach einem Salto falsch aufkam.

An einem anderen Abend schauten wir uns die Ursa Sternwarte an. Die Nacht war wunderschön, sehr kalt und klar. Hell leuchtete der Schnee. Die 1926 erbaute Sternwarte war klein. Man ging eine Wendeltreppe hoch in ein kleines Türmchen, in dem es drei Teleskope gab, und ein Fachmann erklärte einem die Sterne. Tatsächlich konnte man die Saturnringe sehen. Während der Mann mit einer Art Fernbedienung das Fernrohr Richtung Mond stellte, dachte ich an einen Vortrag des Schweizer »Psychonau-

ten« Hans Cousto über Drogenvertonungen, in dem der Saturn auch eine Rolle gespielt hatte; im April 1998, in der Archenhold-Sternwarte an der Prenzlauer Allee.

| 15

Als wir zurückgingen, waren es schon minus 16 Grad. Ich war ganz begeistert vom Schnee und der Kälte. Als S. dann sagte, sie sei nicht mehr verliebt, zog es mir den Boden unter den Füßen weg, obgleich ichs ja auch nicht war. Ein Déjà-vu: U. hatte sich 89 von mir getrennt, als ich sie in Hamburg besucht hatte, M. hatte sich 2002 in London von mir getrennt, beide Trennungen hatten mich komplett fertiggemacht, auch wenn es richtig gewesen war, sich zu trennen. Jedes Mal hatte es länger gedauert, sich davon zu erholen. Trotzdem hatte ich mich immer wieder in Liebesgeschichten gestürzt. Alles war eine Farce.

Trotzdem fuhren wir wie geplant zusammen mit dem Bus zum Filmfestival nach Tampere und machten halbwegs erfolgreich gute Miene zum bösen Spiel. Dort war alles herzerreißend und existenzialistisch, was auch an der Stadt lag. Und an diesem unglaublich melancholischen Jugendstil-Restaurant, in dem wir nachts Bier tranken. Ein alter, hagerer Kellner in Kellneruniform hatte uns die einfachen Biergläser gebracht, bis zum Rand gefüllt, wie in England. Und plötzlich fühlte ich mich so unglaublich wehmütig und wirklich in diesem Restaurant, an diesem Tisch, rechts vor mir das Fenster, da draußen die Tammerkoski-Stromschnelle, ein Fluss, der die beiden unterschiedlich hoch gelegenen Seen der Stadt miteinander verbindet. Ein Wirklichkeitsschauer. Alles war ... so wirklich ... Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft liefen genau hier, in diesem kaurismäkihaften Restaurant, zusammen. In diesem herzerreißenden und irgendwie Twin-Peaks-mäßigen Ambiente. Als wäre ich plötzlich in einem Film,

16 | der mein Leben ist. Als wäre mein Leben bislang nur ein Film gewesen, in dem ich ein bisschen missmutig mitgespielt hatte. Alles schien völlig klar zu sein. Und traurig sowieso. Ich dachte an C. Ich fühlte mich unglaublich wehmütig. Das eigene Desaster war ganz deutlich, auf eine irgendwie unpersönliche Art, in der Wirklichkeit dieses Restaurants, das am Anfang einer optimistischen Moderne gebaut worden war und nun eben so kaurismäkimäßig, gänzlich ungestylt, komplett aus der Zeit gefallen war. Ich hatte erst geschwiegen und es dann zu erklären versucht. Ich sagte, alles sei okay und gut, sie habe alles richtig gemacht und ich würde mich dafür ganz herzlich bei ihr bedanken. Sie hatte, glaube ich, nichts verstanden. Und während ich versuchte, es ihr zu erklären, entfernte ich mich wieder von dem Gefühl.

Dann gingen wir zurück zum Hotel; eins dieser modernen Hotels ohne Rezeption, mit Chipkarte, Zugangscode, verschiedenen Türen, durch die man geschleust wurde. Es gab Internet im Fernseher, überall schien die Moderne in Finnland weiter fortgeschritten als in Deutschland. Das Hotel hatte acht Stockwerke, wir wohnten im sechsten und begegneten nur dreimal anderen Gästen. Ich drehte einen Joint und ging wieder nach draußen. Minus 18 Grad, weiß und windig wie in Russland. Sehr romanhaft. Die Kälte meinte Klarheit. Man war auch so unterschieden von den andern, man hatte so viele Kleider an und deshalb mehr Volumen und fühlte sich wie ein Teddybär. Schlägereien zwischen eingemummten Menschen waren sicher ungefährlich wegen der ganzen Polster, dachte ich, als ich allein vor dem Hotel stand und rauchte. Alles war still und im Jetzt. Im braunen Licht der Straßenlaternen tanzte der Schnee. Ich dachte an Dostojewski und an meine Studi-

enreisen nach Moskau in den Achtzigern, romantisierte so vor mich hin, ging rauchend spazieren. Das Licht war unglaublich. Manchmal schaute ich in den Himmel. Alles war so unwirklich, auch weil es so kalt war. Ich war glücklich. | 17

Dann merkte ich, dass ich mich verlaufen hatte. Die Situation kippte; ich fror plötzlich. Es wurde immer kälter; ich beschimpfte mich als totalen Versager. Eine halbe Stunde lang versuchte ich, mich genau zu erinnern, welche Wege ich gegangen war, und sie zurückzugehen. Dann stand ich wieder vor dem Hotel und hatte den PIN-Code für die Eingangstür vergessen. Ich rief S. an; sie simste mir die Geheimzahl. In den Hotelfluren meinte ich Schritte zu hören, rannte plötzlich und war froh, als ich endlich wieder in unserem Zimmer war. S. war genervt, dass ich so lang weggeblieben war, und sah mich befremdet an, während ich noch leicht entrückt aus dem Fenster schaute. Dann putzten wir uns die Zähne vor dem Spiegel im Bad. Und beim Einschlafen verfiel ich immer wieder in kindische Lachanfälle.

Mittwoch, 15.3.06

Das Ich, das zurück nach Berlin gekommen war, fühlte sich anders an als das Ich, das weggefahren war. Der Winter aus Helsinki hielt noch vor. Der Körper produzierte immer noch Wärme, wie ein Ofen, als wäre es draußen immer noch kalt.

Hätte sie mich richtig gefragt, hätte ich ihr mein Leben erzählt. Aber es war ja auch eine Schnapsidee gewesen. Sie war zu jung für mich. Sie rauchte nicht, sie trank nur manchmal. (Aber dann war sie schon recht trinkfest.) Sie

18 | nahm keine Drogen, auch wenn sie es interessant fand, wenn Leute in ihrer Nähe Drogen nahmen und sie dann später Acid Queen nannten. Sie sah schön aus und achtete auf sich. Sie hatte viele Freunde in Berlin, Wien, Sankt Petersburg, in Helsinki, Tampere und Turku. Sie sprach fünf Sprachen und promovierte grad an der Uni. Und ich war eigentlich fertig. Ich hatte ihre Gefühle automatisch gespiegelt, um ihr zu gefallen. Oder umgekehrt und auch gleichzeitig. Dass wir einander ausgesucht hatten, war auch komisch, weil wir eigentlich so gar nicht zueinander passten.

Wie verständnislos mich N. vor der Reise in der Kahuna angeguckt hatte, als ich gesagt hatte, ich sei entschlossen, mein Leben zu ändern. Als sei ein solches Vorhaben gegen ihn gerichtet. Wie schlecht ich mich doch auch auf die Reise vorbereitet hatte. Wie alles Flucht gewesen war. Hatte ichs denn ernst gemeint? Wusste ich, zu wem ich fuhr? War etwas Schlimmes geschehen?

Nö.

Donnerstag, 16.3.06

Abends hatte mich die Nachtigall angerufen. Ich hatte dir von ihm erzählt. Er ist Schauspieler und Sänger und ein bisschen verrückt. Ich hatte ihn vor zwanzig Jahren kennengelernt, als ich Statist in einem Film war und er der Star. Inzwischen ist er fast siebzig, wird aber immer wütend, wenn man ihn auf über dreißig schätzt. Weil es mit dem Filmstar-Werden nicht geklappt hat, geht er oft in Kneipen und singt alte Lieder von Edith Piaf, Zarah Leander, Marlene Dietrich etc. Die meisten sind genervt, wenn er singt.

Manchmal besuche ich ihn. Ein paar Monate hatte ich ihn nicht mehr gesehen, und gestern hat er mich angerufen. Es war ein sehr nettes Gespräch. Ich erzählte ihm von Helsinki, und als ich sagte, das mit der Liebe habe leider nicht geklappt, versuchte er mich zu trösten. Er sagte, das sei ja auch nicht schlimm, weil Liebe schmutzig ist. Das Wichtigste im Leben sei Freundschaft. Dann fragte er nach Helsinki und wie die Hunde in Helsinki seien. Ich sagte, die Hunde dort seien sehr nett. | 19

»Hast du dich mit einem Hund angefreundet?«

Ich sagte ja, obgleich es nicht stimmte.

»Hast du einen gestreichelt?«

»Ja.«

Es war eine unglaublich lustige Unterhaltung. Ich versuchte, ihm alle Hunde zu beschreiben, die ich in Helsinki gesehen hatte.

Am Ende sang er ein paar Lieder für mich am Telefon.

Freitag, 17.3.06

»There are more and more paperplanes in my streetcorner every day. Now there was at least 5.«

Samstag, 18.3.06

Secret Heart von Feist; das war ihr Lied, wenn sie sich vorstellte, ich zu sein. *Bird Gerhl* von Antony & the Johnsons war das Lied, das ich mir vorstellte. Ein Freund aus Petersburg hatte ihr die CD geschickt. Sie hatte irritiert geguckt, als ich es gleich angemacht hatte.